

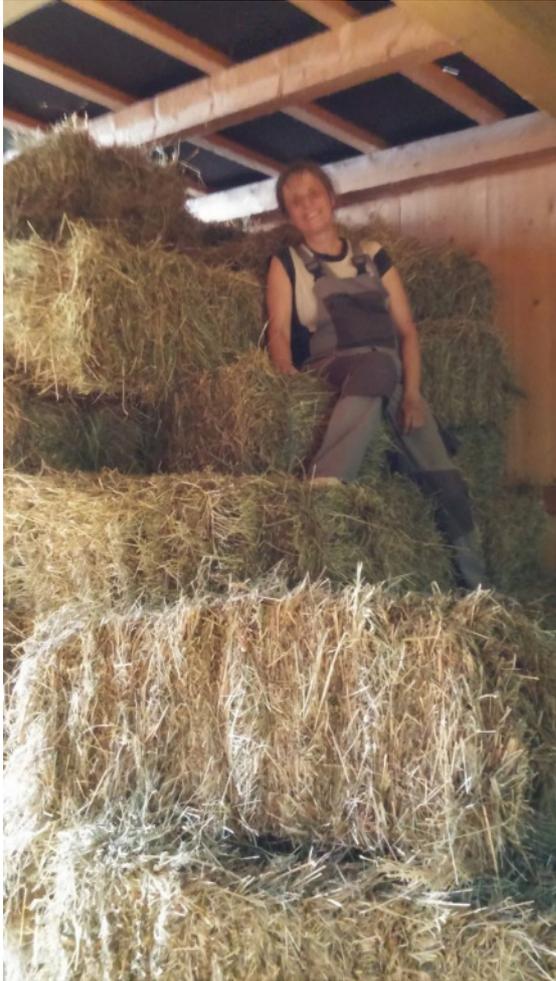
Das Heu ist im Schober



Kleine Heuballen sind selten geworden. Man muss dankbar sein für Bauern, die den Dienst mit der Ballenpresse noch anbieten.



Rainer sammelt die Ballen ein.

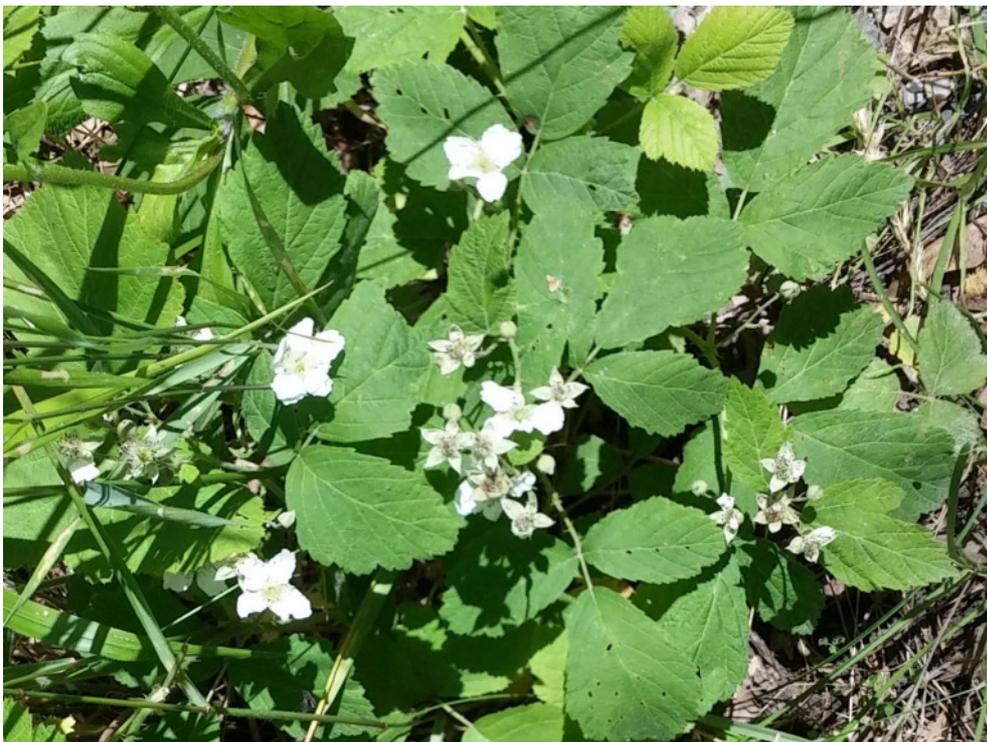


Somit ist die Metamorphose der Märchenwiese vollendet.

Die Auflösung des 2. Baumrätsels:

Rotbuche, Erle, Walnuss,
Fichte, Edelkastanie, Feldahorn

Das Blühen geht weiter:



Am Waldrand blühen die Brombeeren



und der Liguster.



Auf der Weide ist eine der Lieblingskräuter der Schafe aufgeblüht, das Berufkraut,



nebst Waldglockenblume, Pfennigkraut und weißem Labkraut.



Vom alten Leben

Die Menschen in den Alpen haben seit Jahrhunderten auf eine spezifische Art gelernt, ihr Leben unter den ständigen Bedrohungen von Muren, Lawinen, Unwettern und Heimsuchungen zu gestalten. Durch ihre ausgeprägte Abhängigkeit von einer drohenden, gefährlichen Natur haben sie es auch verstanden, diese Natur schrittweise mit Erfindungsgabe, List und Zähigkeit für sich zu gewinnen. Nicht ohne Vertrauen auf überirdische Kräfte, auf Götter, Heilige und Mächtige über ihnen. Kaum eine Lebensweise ist so abhängig und zugleich so ausgeliefert wie die in den Bergregionen. Deswegen hat sich dort eine ganz eigentümliche Arbeits- und Überlebens-technik entwickelt. Deswegen galten jahrhundertlang Erfahrung und Erprobung mehr als Technikgläubigkeit. Deswegen sind sie im ureigenen Sinn des Wortes konservativ geblieben. Sie mußten es notgedrungen bleiben, weil sie ihre Ausgesetztheit in den Bergen, ihr kleines Stück Wissen, Acker und Besitz bewahren müssen. Möglicherweise sind sie die fortschrittlichsten Kräfte, weil sie am allerwenigsten der Chemie vertrauen, weil sie in den extremen Berggebieten ein verderbliches Scholle-Blut-und-Boden-Denken am allerwenigsten vertreten. Das haben vor einiger Zeit die jungen, durchaus fortschrittlichen Jungbauern in Tirol so definiert: der Bauer hat seinen Boden nicht als Besitz zu betrachten, über den er total verfügen kann. Vielmehr müsse er als Lehen angesehen werden. Und so müsse der Boden bestmöglich bearbeitet werden, um ihn den Nachkommenden in bester Pflege überlassen zu können. Nirgendwo ist auch die gemeinsame Nutzung von Wald und Almen so ausgeprägt. Daraus entwick-

elten sich die so altertümlichen und zugleich so modernen Formen von Demokratie und Solidarität. Besonders ausgeprägt ist diese Kultur in den Realteilungsgebieten im Westen Tirols und in Teilen der Schweiz.

Jetzt sind wir auf dem besten Weg, eine jahrhundertalte und durchaus bewährte Kultur mit Baggern und Planierraupen buchstäblich in die Tiefe zu schütten. Was in diesem Buch vom alten Leben noch sichtbar gemacht werden kann, ist eine letzte Gelegenheit gewesen. In rapidem Tempo wird die typisch alpine Lebenskultur vernichtet. In den letzten zwanzig oder dreißig Jahren ist mehr verändert, aber auch zerstört worden als in Jahrhunderten zuvor. Die alten Existenz- und Arbeitsformen, diese archaische Welt des Lebens, des Überlebens, des Kampfes und des Überlistens, sind in rasantem Tempo am Verschwinden. Damit sind sie endgültig dahin. Zwei Hauptursachen bedingen diesen Verlust. Einmal die überall auf der Welt vollzogene Technisierung mit Maschinen samt Chemie und Telekommunikation, dann die in einigen Regionen noch viel wirksamere Umwandlung durch den Tourismus. Besonders extrem zeigt sich das in den hochgezüchteten Wintersportzentren. Jetzt sehen wir mit an, wie die letzten Reste einer „cultura“ erobert werden und wir warten ab, was nachher an Kultur kommen wird.

Dieses Buch zeigt, welche Arbeitstechniken in den alpinen Ländern vom Waldviertel bis zu den französischen Seealpen, von Berchtesgaden bis Trient, von Friaul bis ins Berner Oberland *noch* vorhanden, noch lebendig geblieben sind. Wir haben bei der Bildauswahl darauf geachtet, daß

keine Arbeitsweise museal nachgestellt ist, daß auch keine Arbeitstechnik für den Photographen nachgespielt wird. Alle Aufnahmen stammen aus einem Zeitraum, der nicht länger als zehn Jahre zurückliegt. Das alte Leben ist selbstverständlich ein Leben der *Alten*, weil die Jugend ja schon den Sprung in die alpine Neuzeit geschafft hat. Was hier dokumentiert wird, ist in dieser Form zum überhaupt letztmöglichen Termin geschehen. Um diese Endgültigkeit möglichst wirksam, möglichst eindrucksvoll, also in der denkwürdigsten Art zu dokumentieren, wurden Bilder von den besten Photographen ausgewählt. Aus den besten Büchern, die zum Leben und Arbeiten in Berggebieten erschienen sind, wurden Beispiele für diese Dokumentation herangezogen, etwa aus den großartigen Werken über das Piemont und das Aosta-Gebiet durch Gianfranco Bini, aus der Schweiz unter anderem durch das Team *Kruker - Maeder*. Auffallend reichhaltig und ergiebig ist Südtirol. Die Künstler der Gruppe „Città di Bolzano“, Ottorino Testini, Pierluigi Pera, Ario Biotti und besonders Giancarlo Gambino stellen fast ein Drittel der Bildbeiträge. Zu den besten Büchern über Südtiroler Bergbauern gehören die Werke von Aldo Garfer und dem Photokünstler Flavio Fagenello, beide aus Trient. Wolfgang Retter und Heinz Kröll haben dazu beigetragen, daß die in Österreich am ehesten „intakte“ Bergbauernkultur Osttirols so eindrucksvoll dargestellt werden konnte. Josef Huber aus Kufstein und Gerhard Trumler aus Wien haben neben weiteren Photographen dazu beigetragen, daß wir auch in Zukunft – wenigstens durch die Bilder – vom alten Leben, von vergehenden Existenz- und Arbeitsformen im Alpenbereich beeindruckt sein können. Die unterschiedliche Sichtweise der Beteiligten kann selbstverständlich nicht unter einen Hut gebracht werden. Auch war es nicht immer in gleicher Weise möglich, die einzelnen Photos genau nach Ort und Zeit zu bezeichnen. Gianfranco Bini beispielsweise wollte zu seiner Photodokumentation keine Angaben machen, auch in seinen eigenen Büchern aus dem Piemont und dem Aosta-Gebiet nicht. Bevor er die Bücher erscheinen ließ, hat er aber mit den

photographierten Menschen Verbindung aufgenommen und sich die Aufnahmen von ihnen autorisieren lassen.

„*Vom alten Leben*“ ist keine nostalgisch-verklärte Idyllisierung. Es ist eine möglichst realistische Darstellung alter, vergehender Arbeitsformen. Es ist vor allem der Versuch einer Dokumentation; ohne Anspruch auf Vollständigkeit.

In der schriftlichen Darstellung und in den Kommentaren wurde versucht, eine Mischung zu finden zwischen wissenschaftlicher Korrektheit und poetischer Überhöhung. Das Buch soll aber weder eine wissenschaftliche Dokumentation noch ein emotionaler Erlebnisbericht sein. Der Reichtum alpiner Lebensformen tritt uns auch in poetischen Texten und in Liedern als Ergänzung der eindrucklichen Photos entgegen.

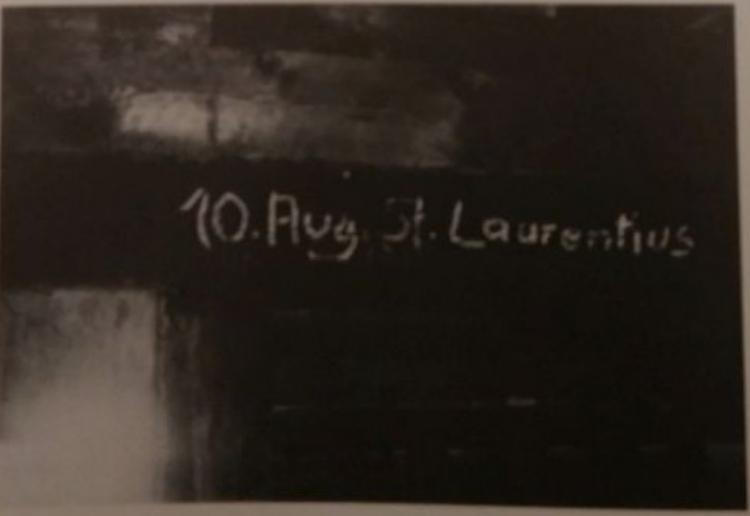
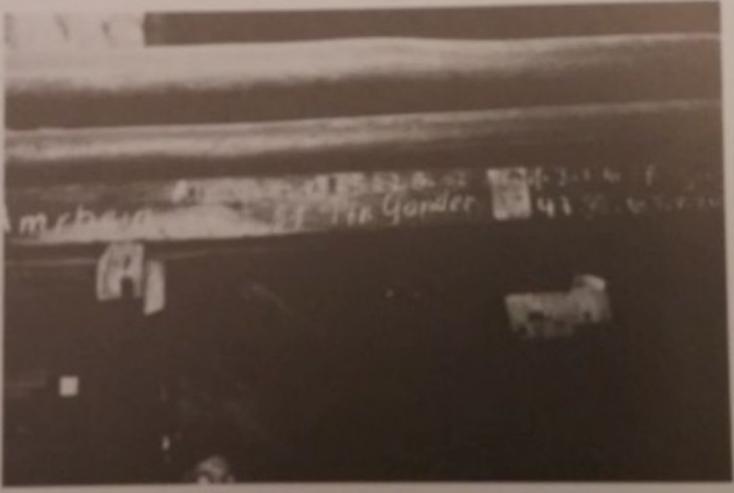
Inhaltlich soll es einer Wanderung entsprechen. Zuerst kommen wir in das Haus, in den Hof, in die Stube, leben mit den alten Leuten in ihrer archaischen Welt. Bauernleben ist dominierend bei der Darstellung der alpinen Kultur. Deswegen bekommen Betrachtungen über Besitz und Besitzumsiedologie, beispielsweise durch die Erbhofidee, eine solche Bedeutung. Im Haus wird gelebt, geschlafen, gestorben, werden Kinder in die karge Erdenwelt gesetzt. Das Haus mit seinen Menschen ist eingebunden in den Weiler, in das Dorf, in etwas, das wir nach wie vor Gemeinschaft nennen, auch wenn dafür der sachliche Terminus „Gruppe“ gewählt werden könnte. Aber nur durch Not- und Zweckgemeinschaften, etwa beim gemeinsamen Bewirtschaften von Almen, Hutweiden und Wäldern, haben die Menschen überleben können, haben sie nach Naturkatastrophen ihre Lebensgrundlage wieder aufbauen können. Dorf- und Gemeinschaftsleben bindet selbstverständlich die gesamten Handwerke ein, weil sich alles ergänzt und bereichert.

Was der arbeitende, wirkende, sein Leben nach besten Kräften gestaltende, immer Neues suchende Mensch zum Leben benötigt, das verschafft er sich durch Fleiß, Geschicklichkeit und Wissen auf dem Feld, auf dem Acker, von seinem Vieh, von der Alm und vom Berg. Dabei spielen das alpine Nomadentum, das Leben der Hirten, das gar nicht immer lustige Leben auf

der Alm eine dominierende Rolle. Beschaffung von Nahrung und Kleidung, Anfertigen von Kleidung und Geräten vollzieht sich beim alten Leben durchwegs autark. Es muß also kaum dazugekauft oder dazugetauscht werden. Möglichst alles wird selbst erzeugt und verarbeitet. Die Menschen haben darin höchste Fertigkeit entwickelt. Funktion und Ästhetik sind kein Widerspruch. Ganz im Gegenteil. Beim Federkielsticken oder beim Herstellen von Beschlägen bricht der Künstler im Handwerker durch. Handwerk hatte in dieser kargen, alpinen Welt nie den sprichwörtlich goldenen Boden, aber es war eine notwendige und taugliche Lebensform. Es darf nicht erstaunen, daß sich gerade Menschen unter den so drohenden Naturgefahren, ausgesetzt am Rande der Existenzmöglichkeit, besonders den überirdischen Kräften anvertrauen. Oder sie ringen besonders zäh damit, hadernd und eigensinnig. Das prägt den Menschen, wie er in der Einsamkeit auf dem Bergmahd oder in der Alm zum Sinnieren beginnt. Es sind die vielen unbekannt gebliebenen Denker und Philosophen, denen wir viel von der Großartigkeit dieser alpinen Kultur verdanken. Am Fuß des Monte-Rosa-Massivs oder im oberen Engadin ist das nicht anders, als beim Senner auf der Sarner Alm, der zur Abwehr gegen Unheil und Schaden den Betruf singt, nicht anders als bei den Hirten, die mehr als viertausend Schafe vom Vintschgau über die vergletscherten Jöcher in das Ötztal treiben. Jahrhundertalte Lieder, Bannrufe und Sprüche zur Abwehr von Zauber können zeitgemäß tradiert werden, wie der Betruf auf der Alp Glaubenbielen aus dem Jahre 1976 beweist. Vom *alten Leben* zu berichten ist auch ein Danksagen für den vorbildlichen Umgang mit der Natur, für das Bescheidensein und für die Genügsamkeit. Dieses Leben bedeutet eine gehörige Portion Lebensweisheit, ein langfristiges

Denken über viele Generationen hinweg. Das Dabeisein beim Buttermachen, beim Käsen, beim Festefeiern, beim Weintrinken und Beten ist Teilnahme am langsamen Dahinsiechen einer urtümlichen Welt, wenn sie brutal zerstört und gemartert wird. *Dort oben die letzten* ist kein *Nachruf*. Es sollte eher ein Aufruf sein, von diesen *letzten Weisen* zu lernen. Wir sollten mit ihnen singen und denken. Über dieses Jahrhundert und über dieses Jahrtausend hinaus. Wie aktuell, ja wie politisch brisant diese Alpinkultur sein kann, wie sie seit Jahrhunderten gewesen ist, zeigt sich beispielhaft am rätoromanischen Margaretha-Lied: Legende, Sage und Mythos verbinden sich zu einer dramatischen Drohung. Das Lied, in der jetzigen Form in der Zeit zwischen 645 und 753 im schweizerischen Engadin entstanden, nimmt die gesamte ökologische Katastrophe prophetisch vorweg. Von der Alm vertrieben, droht die *Sontga Magriata* mit dem Sterben der Wälder, dem Versiegen der Brunnen, dem Verkarsten der Weiden:

.....*Lebe wohl, du mein guter Senne!*
Lebe wohl, du mein Alpessel,
Lebe wohl, du mein Butterfaß,
Lebe wohl, du mein kleiner Herd...
O Bronn, o kleiner Bronn,
Wenn ich von dannen gehe,
So wirst du gewiß vertrocknen.
Und vertrocknet ist der Bronn.
Dann ging sie über eine Halde hinaus
Und sang: O Halde, o traute Halde,
Wenn ich von dannen gehe,
So wirst du gewiß verdorren.
Und verdorrt ist die Halde.
Ach gute Kräuter,
Wenn ich von dannen gehe,
Verdorrt ihr und grünt wohl nimmermehr.
Und verdorrt sind die Kräuter und grünen
nimmermehr..."





Zu Seite 255

Auf der Alp Scharti oberhalb von Kerns im Kanton Obwalden/Schweiz, im August 1985. Der alte Senner Josef Blattler vermerkt mit Kreide auf den Balken der Decke die Termine der Alpsegnungen. Am 10. August zu St. Laurentius ist auf einer Alm eine hl. Messe. Der Senner hat auf dem Balken seinen Terminkalender.

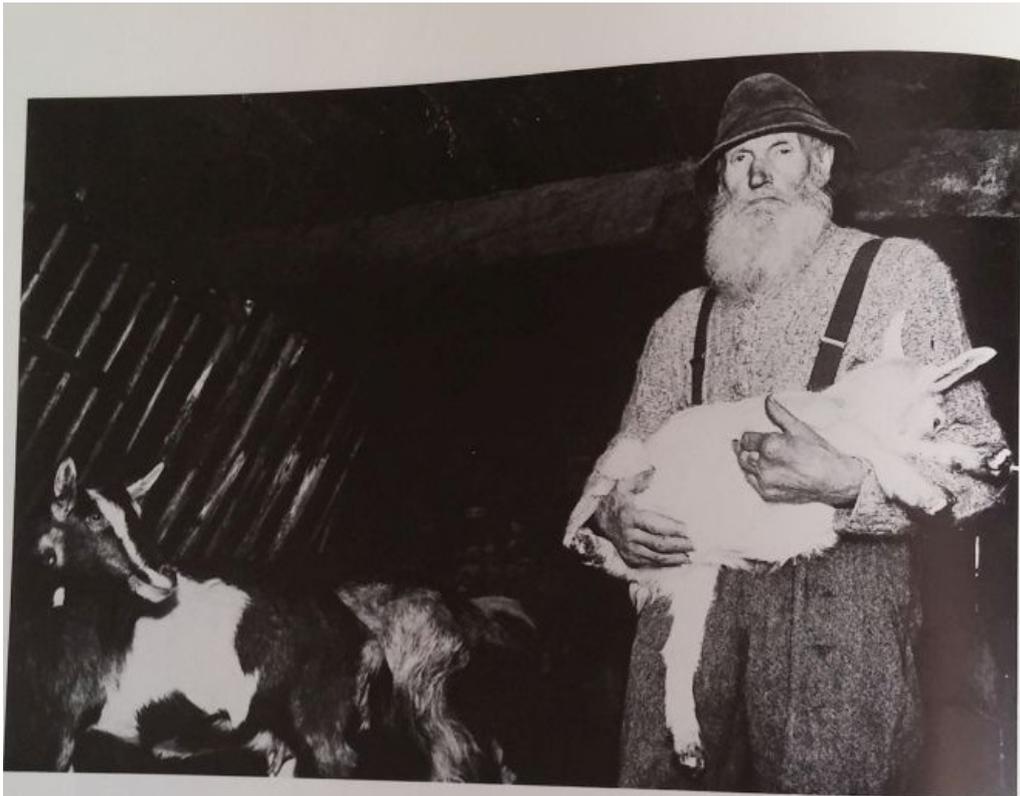
Jeden Abend, wenn das Vieh im Stall ist und wenn es langsam finster wird, ertönt der uralte *Betruf* – meist stehend von einer kleinen Anhöhe oberhalb der Hütte. Der alte Blattler, weil er stark gehbehindert ist, bleibt auf der Bank vor der Hütte. Der Sohn hat inzwischen den *Betruf* „erlernt“ und ruft, wenn der Vater nicht kann.

Die folgenden beiden Bilder kommentiert Hans Haid so:

Auf alte Art zu leben, zu kochen, zu wohnen ist vielfach den „ALTEN“ vorbehalten. Sie können oder wollen nicht anders. In der nächsten Generation ist sicher alles „modern“ mit Einbauküche, Melkmaschine und „Urlaub am Bauernhof“. Wo werden dann diese von innen lachenden Menschen hingekommen sein?







Wenn aber der alte Stall weggerissen ist, kommen die Touristen und wollen den Stallgeruch erleben, vielleicht durch eine dicke Glasscheibe das Geborenwerden von Lämmern und Kitzlein touristisch begaffen. Dann nimmt der Alte sein Liebstes und geht. In der neuen Zeit hat der Stall einen anderen Geruch.

Bauer sein heißt noch nicht derselbe Bauer sein im Flachland und in extremer Lage am Schnalser Sonnenberg; der „romanische“ Bauer lebt und wirtschaftet anders als der „germanische“ Bauer. Bäuerliche Hirtenkultur ist völlig anders als bäuerliche Ackerkultur oder Viehzuchtkultur. Das hat nichts mit rassischer Einteilung unseligen Angedenkens zu tun. Werner Bätzing Einteilung bezieht dabei nur den zentralalpinen Raum der West- und Ostalpen mit ein. Speziell in weiten Teilen der Steiermark, Kärntens, Jugoslawiens, Italiens und des Waldviertels müßte noch eine slawische Bauernkultur beschrieben werden.

„Romanisch“

Der Ackerbau wie auch die Viehzucht bestehen nebeneinander
Steinbauweise
geschlossene, eng verbaute Dörfer
„Altsiedelland“ im alpinen Raum
Realteilung

„Germanisch“

Vorrang der Viehwirtschaft und der Viehzucht
Holzbauweise überwiegt
Einzelhöfe und Weiler
„Neusiedelland“
Anerbenrecht

Entsprechend unterschiedlich sind die Arbeitsweisen, die Wohnungen und die Formen des Miteinanderlebens. „Die romanische Bergbauernwirtschaft und -kultur repräsentiert nicht nur eine frühere Entwicklungsstufe der Menschheit und damit einen höheren Stellenwert der Dorfgemeinschaft als die germanische, die romanischen Bergbauern sind auch in der Lage, diese Tradition aktiv zu verteidigen und zu bewahren: Als im Mittelalter auch im Alpenraum zahlreiche Feudalherrschaften entstehen, gelingt es den romanischen Bergbauern unter Bezugnahme auf ihre ewigen Rechte und durch die starke Kraft ihrer Gemeinschaft in vielen Fällen, von den Feudalherren die Bestätigung dieser ewigen Rechte (d. h. weitreichender Selbstverwaltungsrechte) zu ertrotzen. Im germanischen Bereich dagegen, d. h. in dem

Bereich, der gerade erst neu besiedelt worden war, konnten sich die Feudalherren meist eine starke Position schaffen, und dies lief immer darauf hinaus, kollektive Sozialstrukturen zu zerschlagen bzw. erst gar nicht aufkommen zu lassen und statt dessen Einzelhöfe zu stiften. Am Beispiel des Inntales wird dies sehr deutlich: Im germanischen Unterinntal (neu besiedelt) setzten die Feudalherren relativ viele neue Einzelhöfe systematisch in das Almgebiet der einzelnen Gemeinden, während im Oberinntal (Altsiedelland, rätomanisches Gebiet) solche Höfe im Almgebiet sehr selten sind und diese wenigen auch noch wirtschaftlich deutlich benachteiligt sind (sie haben keinen Zugang zur Allmende).“

(Werner Bätzing, Alpen, S. 30)

Der Schweizer Volkskundler Richard Weiss unterscheidet zwischen der Hirtenkultur und der Ackerbaukultur: „Das ganze Gebiet alpiner Hirtenkultur von den französischen Alpen bis nach Tirol hat im Mittelalter politische Zusammenschlüsse der Bauern, ‚Eidgenossenschaften‘ hervorgebracht, denen aber weniger Erfolg und Dauerhaftigkeit beschieden war als der urschweizerischen. Die Naturnotwendigkeit der gemeinsamen Nutzung, Verwaltung und Verteidigung der Alpen und Allmenden zwang zum genossenschaftlichen Zusammenschluß, und dieser konnte eine Vorschule des politischen Zusammenschlusses im Kampf gegen die Feudalgewalten sein.“

(Richard Weiss, Volkskunde, S. 106)

Diese Alp- und Allmendegenossenschaften sind nachweisbar älter als die politischen Gemeinden. Sehr viele davon bestehen bis auf den heutigen Tag. Und sie funktionieren bis heute als demokratische Zellen, als Regel des genossenschaftlichen Zusammenlebens. Besonders ausgeprägt sind sie in Bereichen der Alpen, wo es große und viele Gemeinschaftsalmen gibt. Von der Mentalität her scheinen sich die Hirtenkulturbauern wesentlich von den Ackerkulturbauern zu unterscheiden. Neben dem stark ausgeprägten Genossenschaftsdenken der Bauern in der Hirtenkultur bescheinigt ihnen Richard Weiss mehr politische Umsicht und Beweglichkeit. „Hirtenvölker sind nie und nirgends schollenverhaftet wie Ackerbauern.“

(Richard Weiss, Volkskunde, S. 106)

Viehtriebe

Sie treiben, wie es seit Jahrhunderten „der Brauch ist“, ihre Schafe aus dem Vinschgau durch das ganze Schnalstal und über die vergletscherten Jöcher in das Ötztal. Dort haben die Vinschgauer Bauern alte Weiderechte, teils im Eigentum, teils zugepachtet von den Rofner und Venter Bauern. Seit dem 14. Jahrhundert sind die alten Ordnungen und Bestimmungen aufrecht, fast unverändert, fast Wort für Wort. Es ist genau bestimmt, welche Bäche die Grenzen bilden, welche Zäune errichtet werden müssen, wohin sie mit dem Vieh treiben dürfen, wenn Schnee kommt. Auch die Grenzziehung im Jahre 1919 konnte daran nichts ändern.

Am 5. Februar haben sie in „Unsere Frau“ im Schnalstal besprochen, was an Einzelheiten für den kommenden Schaftrieb zu bereden war. Mitte Juni zieht ein Zug von dreitausend Schafen, einige mehr oder weniger in einem langen Zug, in mehreren Teilen zuerst bis ins hinterste Schnalstal, auf 2000 Meter nach Kurzras. Von dort geht es auf das 3012 Meter hohe Niederjoch und über den Niederjochferner hinunter ins Ötztal. Andere ziehen vom Schnalstal abzweigend durch das Plossental, vorbei am aufgelassenen Eishof zum Eisjochl und überklettern auf 3152 Metern das vergletscherte Joch. Die Schafe weiden auf den weiten Schafalmen des Gurgler und Venter Tales. Mitte September ziehen sie wieder zurück. Wenn das Eisjochl nicht mehr begehbar ist, weichen sie über Langtalerferner und Langtalerjochl aus. Dieser Viehtrieb gehört zweifellos zu den spektakulärsten und größten dieser Art im Alpenraum. Ähnliche Weiderechte regeln seit Jahrhunderten den Schaftrieb ins Zillertal und über andere

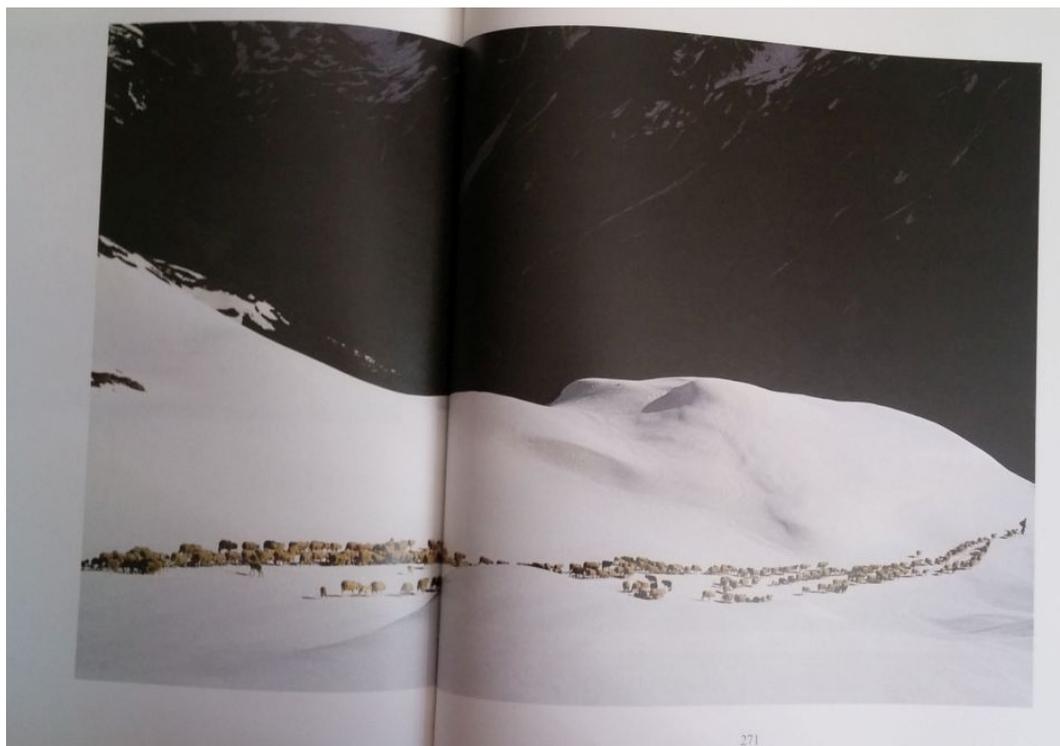
Grenzen, Länder und Staaten überschreitend. Es werden gewaltige Schneestürme vermeldet und daß Hunderte von Schafen zugrunde gegangen sind dabei. Kleine Lämmer werden von den Männern über die gefährlichen Stellen getragen. Überall im Alpengebiet werden die Tiere, falls es erforderlich ist oder wie es altem Herkommen entspricht, mitunter über weite Strecken zu den Weideplätzen und von dort zurück geführt. Häufig unter Lebensgefahr. Unter Überwindung schwerster Hindernisse. Einige solcher Viehtriebe hat Robert Kruker beschrieben. Herbert Maeder hat eindrucksvolle Wanderungen im Bild festgehalten.

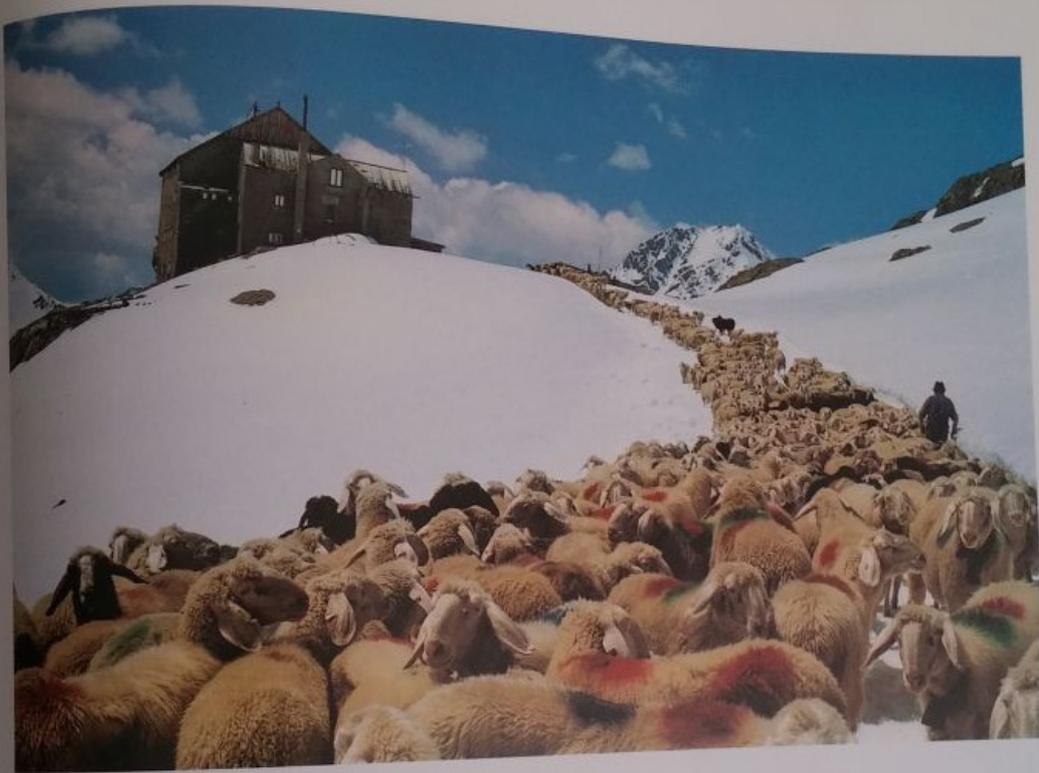
Der Bauer Walter Gebhard aus Vaux-sur Morges, nahe dem Genfer See, zieht mit seinem Vieh in den Jura. Unterwegs mit vierzig Kühen und zwanzig Rindern. Bis er am Ziel ist, sind 27 Kilometer Weg und tausend Meter Höhenunterschied überwunden. Dann kommt eine längere Rast, und die Wanderung geht weiter.

In den Dörfern der Vallée de Joux flankieren viele der „Combiens“, so nennen sich die Talbewohner, die Straßen beim Durchzug der Herde. Arbeiter auf dem Weg in die Fabrik halten an, Mütter mit ihren Kindern betrachten durch die Fenster den Zug der Herde. . . Die letzte Etappe über 42 Kilometer führt auf die Alp La Capitaine.

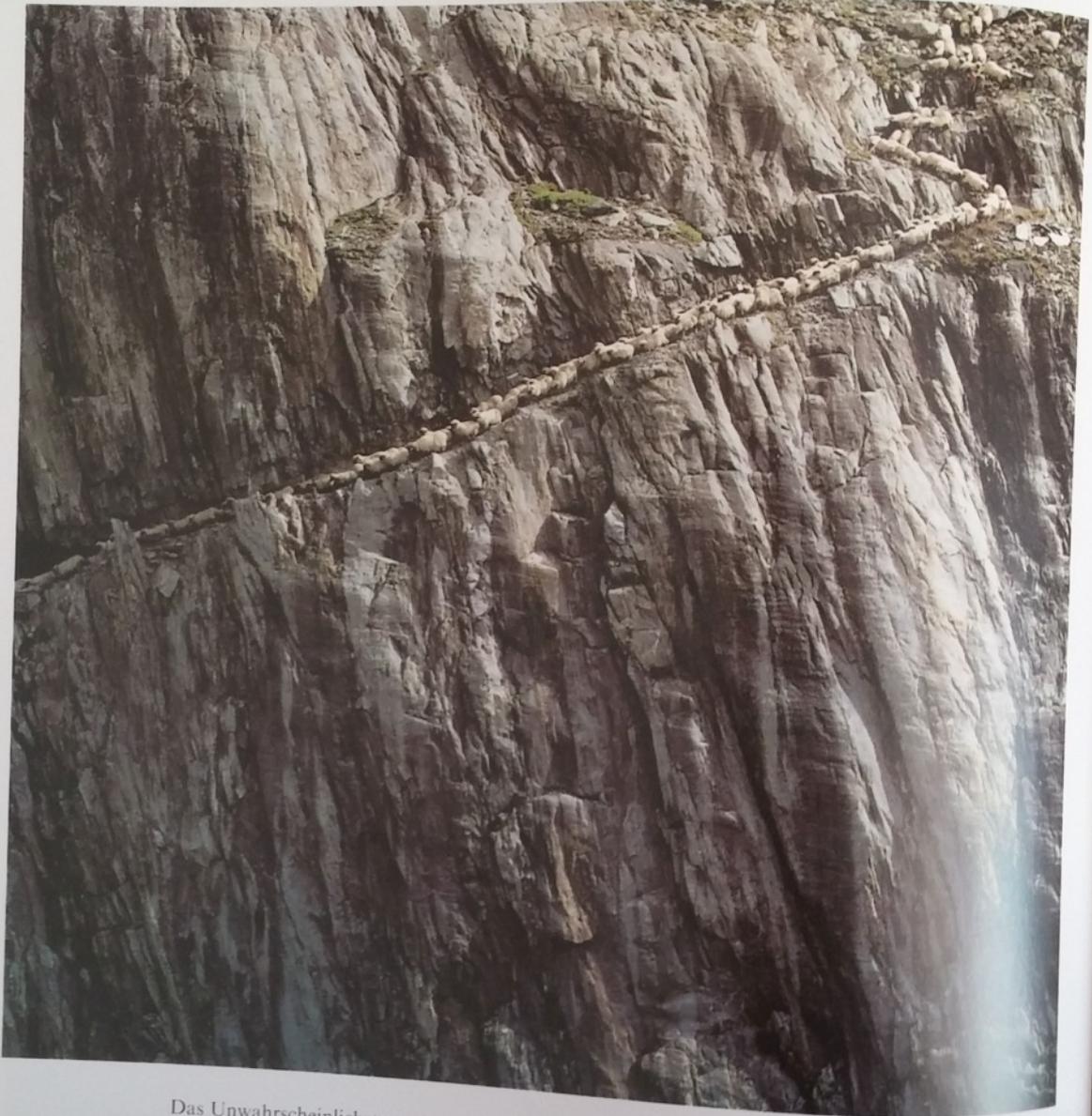
Unbeschreiblich zeitaufwendig, unbeschreiblich unrationell. Aber was soll das den Bauern kümmern? Er tut's. Nicht wegen der Prämien für die Sömmerung. Er tut's und wir wollen ihn nicht danach fragen.

(Kruker/Maeder, Hirten und Herden, S. 56-59)





Am Hochjochspitz, inmitten der Gletscher. Tausende Schafe werden jährlich aus dem Vinschgau, durch das Schnalstal, auf die Weiden im Nedertal, auf den Rofenberg im hinteren Ötztal getrieben. Mit dem folgenden Viehtrieb sind das die spektakulärsten Ereignisse dieser Art in den Alpen.



Das Unwahrscheinlichste: weil sich der Oberalteschgletscher in der Zentralschweiz immer mehr zurückgezogen hat, ist nur der Weg durch die Felsen möglich. Die Bürgerschaft hat einen Steig aus dem Felsen sprengen und mit einem Drahtgeflecht absichern lassen. Blick von der „Obfliejerogga“ in die Schluchtwand, durch die die sechzehnhundert Stück zählende Herde getrieben wird.